

Feature I

Japanstereotypen in der europäischen Kolonialliteratur

Roger Mottini

Das Imperiale Zeitalter Europas

Der *Imperialismus*, verstanden als Herrschaftsbereich, der über ein Kernland hinausgreift, orientierte sich am Beispiel des römischen Imperiums. Das strukturell jedoch anders aufgebaute europäische Kolonialsystem des 19. Jahrhunderts umfasste die Summe aller Kolonien, Schutzgebiete und Protektorate einer Staatengesellschaft.¹

Der Begriff *Imperialismus* setzte sich erst ab 1890 allgemein durch.² Geprägt vom Expansionsdrang Europas und der Vereinigten Staaten, war das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts die Blütezeit des Imperialismus, dessen Ära bis 1914 dauerte.³ Die beispiellose militärtechnische Überlegenheit der Europäer ermöglichte die Eroberung und Kontrolle großer Gebiete mit relativ kleinen, ja geradezu winzigen Armeen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts standen 55 % der Erdoberfläche unter der unmittelbaren Herrschaft oder in direkter Abhängigkeit europäischer Mächte. Bis 1914 stieg der vom europäisch-amerikanischen Kolonialsystem weltweit kontrollierte Flächenanteil auf 84,4 % an.⁴ Rastlos und unaufhaltsam drängten die Großmächte danach, auch noch die letzten weißen Flecken auf der Weltkarte ihrem Einfluss zu unterwerfen. Innerhalb einer Generation stürzte sich Europa mit seinen Großreichsgründungen urplötzlich in ein außenpolitisches Abenteuer von globalen Dimensionen. Das war umso erstaunlicher, als selbst die Briten ihre mehr zufällig erworbenen ersten Überseegebiete zunächst noch als „Mühlsteine am Hals“ empfunden hatten.⁵

Im Zentrum dieser europäischen Expansionsbemühungen standen der afrikanische Kontinent und Asien, um deren Beherrschung geradezu ein Wettlauf unter den europäischen Mächten ausgetragen wurde, der seine ganz eigene Dynamik entwickelte. Auslöser dieser Entwicklung war die Beisetzung des englischen Forschers und Missionars David Livingstone (1813-1873) im Jahre

¹ Schieder (1992), S. 293

² Hobsbawm (1989), S. 83f.

³ Gurland (1960), S. 327; Hobsbawm (1989), S. 98; Schieder (1992), S. 290f.

⁴ Schieder (1992), S. 293f.

⁵ Schieder (1992), S. 256

1873. Dessen Vermächtnis bestand in einem Aufruf an Europa, Afrika zu erschließen und gleichzeitig in einer Art moralischen Kreuzzugs den arabisch dominierten Sklavenhandel auf dem schwarzen Kontinent zu beenden. Seine einfache Vision ließ sich in drei Worten zusammenfassen: Kommerz, Christentum, Zivilisation.⁶ Livingstones Aufruf stieß auf ein unerwartet großes Echo in der britischen Öffentlichkeit, angeheizt und verstärkt noch durch die Massenpresse, deren Wirkung sich kein Politiker entziehen konnte. In der Folge rückte die Eroberung außereuropäischer Gebiete ins Zentrum der Außenpolitik und wurde zu einer Angelegenheit von nationaler Bedeutung emporstilisiert.

In wissenschaftlicher Hinsicht versuchte eine Reihe von Theorien zu ergründen, weshalb der Imperialismus eine derartige Dynamik entwickeln konnte. Die bekanntesten Theorien sahen dabei vor allem wirtschaftliche Kräfte am Werk, aber keine konnte diesem Phänomen gerecht werden. Ökonomen wie der Brite John Atkinson Hobson (1858-1940) oder der Austromarxist Rudolf Hilferding (1877-1941) sahen hinter der Expansionsbewegung die Dynamik des europäischen Kapitals, das neue Anlagemöglichkeiten suchte, während die Industrie gesicherte Absatz- und Rohstoffmärkte verlangte. Die Zahlen der Auslandsinvestitionen und der Außenhandelsstatistiken widersprachen solchen Auffassungen allerdings, denn die Haupthandels- und Investitionsströme verliefen nicht etwa von Norden nach Süden, sondern zwischen den sich industrialisierenden Ländern.⁷ Die Kolonien besaßen nur gerade für Großbritannien eine wirtschaftliche Bedeutung (sie beanspruchten rund ein Drittel des Außenhandels und der Auslandsinvestitionen), der Löwenanteil des britischen Kapitals und der Warenexporte floss jedoch nach Nordamerika.⁸

Für Frankreich, Deutschland und die übrigen europäischen Kolonialmächte waren die überseeischen Besitzungen ökonomisch betrachtet nicht nur unbedeutend, sondern ein ausgesprochenes Verlustgeschäft.⁹ Ja, selbst als Auswanderungsdestinationen besaßen die Kolonialgebiete keine Bedeutung, denn die meisten der europäischen Auswanderer gingen in die USA oder nach Südamerika. Umstritten bleibt bis heute lediglich die Frage, ob und inwieweit das Zusammentreffen der weltwirtschaftlichen Depression der 1870er Jahre die Dynamik des Imperialismus beeinflusste.¹⁰

Im Grunde genommen verschließt sich das Phänomen des Imperialismus rationalen Erklärungen jedoch weitgehend, es hatte vielmehr stark irrationale Züge im Sinne einer „rosigen, bezwingenden Vision“, die bei den beteiligten Nationen

⁶ Pakenham (1993), S. 15

⁷ Schieder (1992), S. 304

⁸ Mitchell (1990), S. 303

⁹ Schieder (1992), S. 303

¹⁰ Schieder (1992), S. 304; Hobsbawm (1989), S. 65f.

das Verlangen nach neuen Territorien weckte.¹¹ Die Kolonialmächte wurden von einer Art „Raumraub“ erfasst, angesichts der Dimensionen, welche die noch unerschlossenen Gebiete der Erde umfassten.¹² Ein zeitgenössischer deutscher Beobachter sprach davon, dass die Weltmächte, und damit meinte er insbesondere Großbritannien, Russland und die USA, etwas „Größenwahnsinniges“ an sich hätten.¹³ Bezeichnend für diesen Irrationalismus war auch Lord Salisburys Ausspruch im Zusammenhang mit Großbritanniens Forderung an das kaiserliche China der Qing um die Verpachtung des Hafens von Weihaiwei (heute: Weihai) im Jahre 1898:

„Es wird uns nicht von Nutzen sein und uns nur Geld kosten, aber rein gefühlsmäßig werden wir es tun müssen.“¹⁴

Der Besitz von Kolonien war inzwischen längst zu einer Frage des nationalen Prestiges geworden, der mit fragwürdigen handelspolitischen, zivilisatorischen und geostrategischen Argumenten mehr schlecht als recht begründet wurde. Unabhängig von den verschiedenen Typen kolonialer Herrschaft, haftete aller Expansion immer auch etwas Zufälliges, Nichtberechnetes an, das unkontrolliert ablief und letztlich seine ganz eigene Dynamik entfaltete, insbesondere auch was deren Begründung anging. Während die Franzosen auf die Assimilationskraft ihrer allen anderen als überlegen betrachteten Zivilisation setzten, um ihr Imperium zu erweitern und zusammen zu halten, vertrauten die pragmatischen Briten ihrem Konzept der indirekten Kontrolle durch korrumpierbare lokale und regionale Eliten (*indirect rule*).¹⁵ Die Russen wiederum glaubten, in ihrem Nationalcharakter eine besondere Qualität zu erkennen, die den russischen Menschen gewissermaßen zum natürlichen Bruder aller Menschen mache. Diesem „Allmenschentum“, d.h. der Überzeugung, „in jedem vernünftigen Wesen einen vor Gott und dem Zaren gleichberechtigten jüngeren Bruder zu sehen“ schrieben sie die Kraft zu, ein universelles Friedensreich zu schaffen.¹⁶

Die USA wiederum rechtfertigten ihre Expansion vor sich selbst und der Welt mit der Vorstellung einer ureigenen „Göttlichen Bestimmung“ (*manifest destiny*), nicht nur den amerikanischen Kontinent zu beherrschen, sondern schließlich der ganzen Welt ihre Werte aufdrängen zu müssen.¹⁷ Als Treibsatz des Imperialismus diente bei allen Mächten letztlich aber doch nur eine rational nicht nachvollziehbare Mischung aus übersteigertem Nationalismus, religiösem

¹¹ Barraclough (1960), S. 714

¹² Schieder (1992), S. 253

¹³ Hasse (1908), S. 3

¹⁴ Zitiert nach: Barraclough (1960), S. 718

¹⁵ Hobsbawm (1989), S. 96; Schieder (1992), S. 296, 300

¹⁶ Hasse (1908), S. 33. Diese Idee ging auf den Schriftsteller Dostojewski zurück, der sie in seiner berühmten „Rede über Puschkin“ umriss, die er 1880 gehalten hatte (der Verfasser).

¹⁷ Lehmann (1982), S. 136

Sendungsbewusstsein, gepaart mit handfesten ökonomischen und geostrategischen Interessen, angereichert durch einen sozialdarwinistisch begründeten Rassismus, der sich unter dem Schlagwort von der „Bürde des weißen Mannes“ den Anschein eines globalen zivilisatorischen Verantwortungsbewusstseins zu geben suchte.

Das Selbstverständnis des Imperialismus und Japan

Das „Lebensgefühl“ des Imperialismus war durchdrungen vom Optimismus eines unbegrenzten technischen Fortschritts und dem Glauben an die Macht.¹⁸ Ausgedrückt wurde dieser imperialistische Geist vor allem durch die Ende des 19. Jahrhunderts aufgekommenen Massenzeitungen, die Massenstimmungen erzeugten, denen sich die offizielle Politik nicht verschließen konnte. Als Folge davon geriet die Außenpolitik unter den steigenden Einfluss der Öffentlichkeit und ihrer populistischen Exponenten.¹⁹ In dieser Ära der medial getriebenen Massenpolitik trug die Eroberung fremder Territorien zur Erhöhung des nationalen Ruhmes bei und fügte der bürgerlichen Zivilisation neben den Naturwissenschaften und der Technik noch die Kolonien als einen weiteren tragenden Pfeiler ihres Triumphes bei.²⁰

Die Typen europäischer kolonialer Herrschaft mochten sich im Einzelnen voneinander zwar unterscheiden, am Selbstverständnis des Imperialismus im Allgemeinen änderten solche Nuancen jedoch nichts. Das Gefühl der eigenen Überlegenheit gegenüber den Kolonialvölkern schied die Welt in zwei klar unterscheidbare Gruppen, die der Herrscher und die der Beherrschten. Es war eine Einteilung, die den Europäern in Anlehnung an Darwins Artenlehre als naturgegeben erschien und ihre Grundlage in der eigenen technologisch-militärischen und organisatorischen Überlegenheit hatte.

Insbesondere in Großbritannien fand jener „Geist des Empire“ (*Spirit of the Empire*) seine überzeugtesten Anhänger, dessen Ausstrahlung auch Nichtbriten beeindruckten konnte, die damit konfrontiert wurden.²¹ Dieser Geist wurde auch definiert als das „unerschütterliche Selbstvertrauen und die Chuzpe, die Heimat anderer Menschen als eigene zu betrachten.“²²

„Wir sind nun mal das herausragendste Volk“, so behauptete Cecil Rhodes (1853-1902), wohl der schillerndste Vertreter des britischen Imperialismus, und

¹⁸ Schieder (1992), S. 260f.

¹⁹ Schieder (1992), S. 265, 268

²⁰ Hobsbawm (1989), S. 94f.

²¹ Der polnischstämmige Schriftsteller Joseph Conrad (*Herz der Finsternis*) hatte diesbezüglich im Jahre 1873 sein „Erweckungserlebnis“ in der Schweiz, als er dort auf einer Bergwanderung seinem „unforgettable Englishman“ begegnete. Tief beeindruckt von der britischen Zivilisation, erwarb Conrad 1886 die britische Staatsbürgerschaft, stand aber dem Imperialismus kritisch gegenüber. Vgl. dazu: Joseph Conrad, *A personal record – some reminiscences*, 1912.

²² Moynahan (1997), S. 16

war überzeugt, dass es nur zum Vorteil der Menschheit sei, je mehr die Briten von der Welt besäßen. Als derart auserwähltes Volk fühlten sich die Engländer nicht nur dazu berufen, die „Bürde des weißen Mannes“ zu tragen, sondern waren sich auch generell darin einig, dass Afrika in Calais beginne.²³ Der Sarkasmus des Imperialismus fand seine zynische Erklärung in einem geflügelten englischen Ausspruch, der gleichzeitig entlarvend zum Ausdruck brachte, worauf sich die zivilisatorische Überlegenheit Europas im Verkehr mit außereuropäischen Völkern schlussendlich verließ: „Whatever happens, we have got the Maxim gun, and they have not.“ (Was auch immer geschehen mag, wir haben das Maxim-Maschinengewehr und die eben nicht).²⁴



THE WHITE MAN'S BURDEN.—*The Journal, Detroit.*

Die Bürde des weißen Mannes

In Japan stieß der europäisch dominierte Imperialismus dann aber erstmals an seine politischen und militärischen Grenzen. Durch die rasche und erfolgreiche Adaption westlicher Technologie und Organisationsprinzipien, insbesondere auf militärischem Gebiet, konnte das Japan der Meiji eine durchaus im Bereich des Möglichen liegende Besetzung durch die Kolonialmächte verhindern; nicht entziehen konnte es sich jedoch der ideologisch und rassistisch geprägten Darstellung im westlichen Schrifttum des imperialistischen Zeitalters.

²³ Moynahan (1997), S. 7, 30, 32

²⁴ Zitiert nach: Hobsbawm (1989), S. 96

Bei der Repräsentation imperialer Einstellungen spielte insbesondere der Roman eine wichtige Rolle als „Gelenkstelle“ zwischen Kultur und Imperialismus.²⁵ Im Gefolge der Eroberung überseeischer Gebiete entstand eine populäre Literatur, die die Sehnsucht des Europäers nach dem „Ursprünglichen“ und dem „verlorenen Garten Eden“ stillte und maßgeblich das europäische Bild des Fremden bestimmte.²⁶ Diesem europäisch-amerikanischen Bedürfnis wurde nach der Landesöffnung auch das westliche Japanbild dienstbar gemacht.

Die Atmosphäre in den ausländischen Konzessionen japanischer Häfen war sehr europäisch; in ironischer Abwandlung eines Sprichwortes durch die Briten betrug man sich dort nach dem Grundsatz: „When in Rome, do as you would at home“ (Etwa: Wenn du in der Fremde bist, dann tu so, als seiest du zuhause).

Die vertraglich gewährleistete Exterritorialität der Ausländerviertel (*settlements*) in den geöffneten japanischen Hafenstädten zog außerdem viele Ausländer an, die weniger an ernsthaften Geschäftsbeziehungen und mehr am schnellen Geld interessiert waren. Die persönlichen Beziehungen zwischen Europäern und Japanern konnten bestenfalls als distanziert, in der Regel aber als solche der Über- und Unterordnung charakterisiert werden.²⁷ Auch zu Japan entstand eine umfangreiche Populärliteratur, die dem Land und seinen Bewohnern nur selten gerecht zu werden versuchte, in den meisten Fällen dagegen lediglich stereotype Projektionen des westlichen Selbstverständnisses vor dem Hintergrund des sozialdarwinistisch geprägten Zeitgeistes waren. Trotz, oder gerade deswegen, sind diese Aussagen besonders wichtig für die historische Forschung, da sie es ermöglichen, die Zeugnisse jener Epoche in Annäherung an die damals herrschende Wahrnehmung zu verstehen.

Kraft ihrer hohen Verbreitung bestimmte die populäre Literatur, zusammen mit der politischen Berichterstattung in den Massenblättern, das Bild eines Landes wesentlich mit. Im Falle Meiji-Japans stand die Literatur des Imperialismus allerdings vor einem grundsätzlichen Dilemma. Dieses drückte der Engländer Rudyard Kipling (1865-1936), der bekannteste Vertreter der europäischen Kolonialliteratur, wie folgt aus:

„The Chinaman is a native [...] That's the look on a native's face, but the Japanese isn't a native, and he isn't a sahib either.“

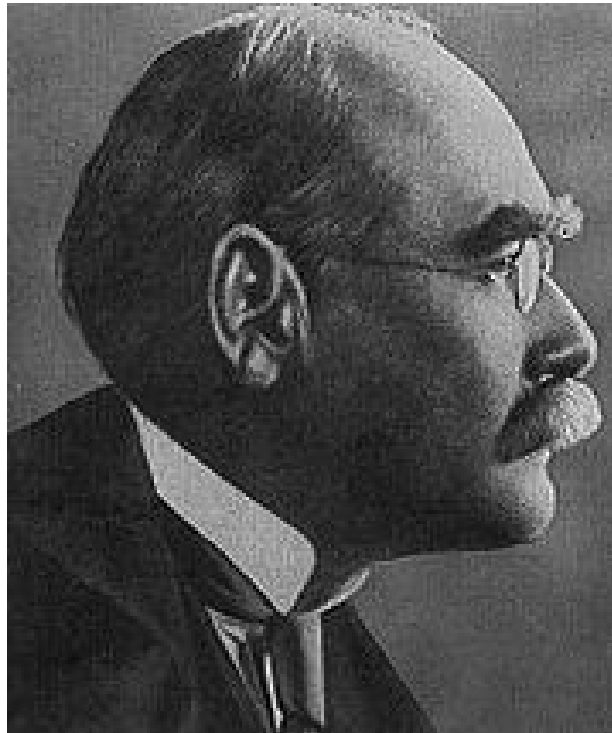
(Der Chinamann ist ein Eingeborener [...] Das ist der Blick im Gesicht des Eingeborenen, aber der Japaner ist kein Eingeborener, und er ist auch kein Herr und Gebieter).²⁸

²⁵ Said (1994), S. 15

²⁶ Theye (1985), S. 8

²⁷ Lehmann (1982), S. 140f.

²⁸ Zitiert in: Littlewood (1996), S. 6



Rudyard Kipling

Diese Aussage wies auf die Ambiguität hin, welche die Europäer angesichts eines Volkes fühlten, das sich die Errungenschaften der Moderne unglaublich rasch und geradezu selbstverständlich aneignete, sich dabei aber ganz offenbar keinesfalls unterlegen fühlte, sondern ganz im Gegenteil, ebenfalls nichts und niemanden neben sich gelten ließ. Damit stellten die Japaner nicht nur das exklusiv verstandene und von dem deutschen Soziologen Max Weber (1864-1920) moralisch-religiös interpretierte Fortschrittsmonopol des Westens in Frage, sie forderten auch sein sozialdarwinistisches Selbstverständnis heraus. Rutherford Alcock (1809-1897), der erste britische Japangesandte, drückte seine ärgerliche Verwirrung aus, die ihn in Japan befiel:

„Japan is essentially a country of paradoxes and anomalies, where all – even familiar things – put on new faces, and are curiously reversed. Except that they do not walk on their heads instead of their feet, there are few things in which they do not seem, by some occult law, to have been impelled in a perfectly opposite direction and a reversed order [...] and this principle of antagonism crops out in the most unexpected and bizarre way in all their moral being, customs and habits.“²⁹

²⁹ Zitiert in: Littlewood (1996), S. 9

(Japan ist im Grunde genommen ein Land voller Paradoxe und Anomalien, wo alles – sogar die alltäglichsten – Dinge ein neues Gesicht erhalten und merkwürdig verkehrt sind [...] und dieses Prinzip des Gegenteils zeigt sich auf die allerbizarrste und unerwartetste Weise in ihrem ganzen moralischen Sein, ihren Bräuchen und Sitten).

Dabei zweifelte der Europäer des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts keinen Augenblick daran, dass nur seine eigenen kulturellen und sozialen Normen die richtigen seien und alles andere demzufolge bizarr oder gar abartig sein müsse. Diese Voreingenommenheit prägte den Großteil der europäischen Aussagen über Japan und schlug sich in den populären Romanen nieder, welche die fremden Länder und deren Bewohner zu exotischen Statisten europäischer Selbstdarstellung und Konflikte machten.

Unter den Japanromanen um die Jahrhundertwende erreichte die Trilogie des französischen Marineleutnants Julien Viaud (1850-1923), alias Pierre Loti, wahrscheinlich das größte Publikum in Europa. Loti war nur zweimal (1885 und 1900/1901) in Japan und hielt sich dort insgesamt kaum ein Jahr lang auf. Daraus entstanden seine drei Erfolgsromane „Madame Chrysanthème“ (Frau Chrysantheme), „Japoneries d'automne“ (Herbstliche Japanereien) und „La troisième jeunesse de Madame Prune“ (Frau Pflaumes dritter Frühling).³⁰ In Deutschland dienten seine Texte offenbar auch als Materialien für den Französischunterricht an Gymnasien.³¹ Lotis einfach gestrickte und wortreiche Romane drehten sich immer um das Thema der amourösen Beziehung zwischen ihm und der einheimischen Frau. Sie konnten auf die simple Formel „landing, loving, leaving“ gebracht werden und enthielten in kurzen, anekdotischen Sequenzen nicht viel mehr als aneinandergereihte Stereotypen, die Lotis Verachtung für alles Fremde, insbesondere aber alles Japanische reflektierten.³² Sein Roman „Madame Chrysanthème“ diente, zusammen mit anderen Erzählungen, Giacomo Puccini (1858-1924) als Vorlage für dessen berühmte Oper „Madame Butterfly“, in der das Drama dieser ungleichen Beziehung, die die Japanerin zum Leiden verurteilte, künstlerisch dargestellt wurde.³³

So wie Loti nahmen sich viele männliche europäische Besucher Japans eine japanische Prostituierte als Geliebte, in einer Art behördlich abgesegneten „Ehe auf Zeit“. Diese vielfach noch sehr jungen Frauen, oder vielmehr Mädchen,³⁴ schienen eine geradezu unheimliche Faszination auf europäische und

³⁰ Cornevin (1988), S. 13

³¹ Cosack (1895), S. 5

³² Siary (1988), S. 19

³³ Legrand (1988), S. 53

³⁴ Diese Konkubinen wurden auf Französisch „mousmés“ genannt, wahrscheinlich in Anlehnung an das japanische Wort für Tochter (musume).

amerikanische Männer ausgeübt zu haben. Die Kindfrauen wurden von ihnen als „kindlich-nett, immer lächelnd und führungsbedürftig“ beschrieben. Die japanische Frau und ihr Verhältnis zum Europäer ist ein Schlüssel zum Verständnis der kulturellen Wahrnehmung Japans durch den Westen im 19. Jahrhundert.³⁵ Danach wurde die japanische Kultur generell als feminin angesehen, im Gegensatz zu der als männlich verstandenen Kultur Europas und Amerikas.³⁶ Dementsprechend fielen auch die Attribute aus, mit denen die Besucher aus dem Westen das fernöstliche Land belegten und in ihren Beschreibungen regierten die Diminutive, welche den Eindruck eines exotischen Liliput entstehen ließen. Vor dem Hintergrund der freizügigen *ukiyo*-Bilder, kombiniert mit der Beschreibung der unverkrampften japanischen Badesitten, entstand so leicht das Bild von Japan als einem lasziven Land, das zudem noch gut zu der damals herrschenden, allgemeinen europäischen Vorstellung von orientalischer Dekadenz passte, die durch den Harem verkörpert wurde, der die künstlerische Phantasie in Europa offenbar mächtig beflügelte, wie die zahlreichen Haremgemälde jener Zeit beweisen. Es war dies allerdings ein Japanbild, das durch den Russisch-Japanischen Krieg schon bald irreparablen Schaden nehmen sollte. Das russische Bild von Japan wurde vor diesem Krieg entscheidend geprägt durch die verächtlichen Schilderungen des bekannten Schriftstellers Iwan Alexandrowitsch Gontscharow (1812-1891), der in dem Roman „Die Fregatte Pallas“ (1858) seine persönlichen Erfahrungen als Teilnehmer einer russischen Japanexpedition unter Admiral Jewfimi Wassiljewitsch Putjatin (1803-1883) zwischen 1852 und 1854 verarbeitete, die ein Jahr vor den Amerikanern erfolglos versucht hatte, das verschlossene Land dem Außenhandel zugänglich zu machen. Besonders Gontscharows Geringschätzung der japanischen Kriegerkaste trug dazu bei, dass das zaristische Russland in Japan keinen ernst zu nehmenden Gegner sah und politisch allzu unvorsichtig agierte.³⁷

Aber es war Loti, der eine unbestrittene Meisterschaft darin erlangte, Japan und dessen Bewohner(-innen) der Lächerlichkeit preiszugeben. Hinter der freundlich zur Schau getragenen lächelnden Maske so glaubte er nämlich – und damit stand der Franzose beileibe nicht alleine – brodle ein unbändiger „Hass aller Japaner gegen die weiße Rasse.“³⁸ Diesem imaginären Hass stellte er seinen eigenen Rassismus entgegen, der die Menschen Japans, besonders aber die Frauen, regelrecht zu Witzfiguren machte. Sein Trick, diese in seinen Worten „extreme Exotik“ darzustellen, bestand darin, die japanischen Namen in ihrer französischen Bedeutung wiederzugeben. So musste es auf den Leser in der Tat belustigend, ja geradezu lächerlich wirken, wenn in seinen Romanen etwa ein

³⁵ Littlewood (1996), S. 116f, 146

³⁶ Littlewood (1996), S. 143f.

³⁷ Kodansha, Bd. 1 (1993), S. 466; http://az.lib.ru/g/goncharow_i_a/text_0084.shtml

³⁸ Loti (1905), S. 102f.

Monsieur „Sucre“ (Zucker) zusammen mit einer Madame „Nuage“ (Wolke) auftrat, zu denen sich dann noch eine Madame „Prune“ (Pflaume, Zwetschge) gesellte. Den Pflegevater seiner minderjährigen Freundin, Mademoiselle „Pluie d'Avril“ (Aprilregen) beschrieb Loti dem Leser als einen „großen, fetten Kater“, neben dem ihre Großmutter „fast schon respektabel“ erschien. Seine Freundin stellte er so vor:

„Le plus étrange petit être que j'ai jamais vu dans mes courses par le monde, moitié poupée et moitié chat, une de ces figures qui, du premier coup, se gravent, par l'excès même de leur bizarreries, et qu'on n'oublie plus [...] un petit chat qui parle.“³⁹

(Das merkwürdigste kleine Ding, das ich je gesehen habe auf meinen Reisen durch die Welt, halb Puppe und halb Katze, eine jener Figuren, die sich einem durch ein Übermaß an Bizarrem einprägen und die man nicht mehr vergißt [...] eine kleine Katze, die spricht).

Äußerlichkeiten waren für ihn der entscheidende Maßstab menschlicher Qualität und eine asiatische Physiognomie entsprach definitiv nicht Lotis ästhetischem Ideal, dieses fand er schon eher an einem spanischen Offizier, dem er in Japan begegnete – ein „feines, sehr französisches Gesicht“ (*un fin visage très français*).⁴⁰ Aber schließlich entdeckte der Unglückliche auch unter den Japanerinnen eine junge Frau, bei der es sich anscheinend nicht mehr bloß um „eine bekleidete Katze handelte, sondern um ein wirkliches junges Mädchen“. Kein Wunder, hatte sie doch „beinahe die Augen eines Mädchens aus der Provence oder aus Spanien“ (*presque les yeux comme une petite fille de Provence ou d'Espagne*).⁴¹

Der heimwehkranken Franzose stieß in diesem fernen Land, wo selbst die Stille „exotisch“ auf ihn zu wirken schien, überall auf „Fremdartiges und Beunruhigendes“, vor dem er sich immer wieder in die Sicherheit seines Kriegsschiffes flüchten musste, um sich geistig zu erholen und sich seiner selbst zu versichern:

„ Mon Dieu, qu'on est bien, les nuits d'hiver, en rade tranquille, installé à son bord, entre bons camarades, rentré dans cette petite France flottante qui vous porte si fidèlement, mais qui voisine tour à tour avec les pays les plus saugrenus du monde!“⁴²

³⁹ Loti (1905), S. 103

⁴⁰ Loti (1905), S. 128

⁴¹ Loti (1905), S. 196f.

⁴² Loti (1905), S. 96f.

(Mein Gott wie ist das schön, während der Winternächte in dem ruhig vor Anker liegenden Schiff unter guten Freunden zu sein, zurück in diesem kleinen schwimmenden Frankreich, das einen so treu trägt, aber sich immer wieder Seite an Seite mit den absurdesten Ländern der Welt findet).

Nur unter seinesgleichen fand der gequälte Marineleutnant anscheinend so etwas wie natürliche Menschlichkeit, die sich für ihn so wohltuend abhob von jener künstlichen Leere und unerklärlichen Sauberkeit, die er in Japan schlicht und einfach nicht ertragen konnte, wie er schreibt.⁴³ Selten nur, aber bezeichnend für Lotis Verlangen nach Idylle und eurozentrischer Weltordnung sind jene Aussagen, die an dem Lande und seinen Bewohnern auch ein gutes Haar ließen. Mitleid hatte er etwa mit den „anspruchlosen, arbeitsamen und nüchternen“ japanischen Bauern, die für die Finanzierung des Modernisierungsprojektes der Meiji bis aufs Blut ausgepresst wurden.⁴⁴ Sein Bedauern galt auch dem Verschwinden jenes pittoresken alten Japan, das immer mehr dem Fortschritt weichen musste; von dem neuen Japan, welches vor seinen Augen entstand, wollte er nichts wissen, er bevorzugte ein harmloses, um nicht zu sagen hilfloses Japan, das seine ästhetischen und natürlich auch sexuellen Neigungen befriedigte, ein Land eben, „[...] wo die Dinge und die Frauen sich besser in Szene zu setzen wissen, mit mehr Grazie und Überraschung fürs Auge“ (*où les choses, comme les femmes savent mieux s'arranger, avec plus de grâce et d'imprévu, pour amuser les yeux*).⁴⁵ Ja, das war das reizende und erholsame Japan, in dem sich zivilisationsmüde Europäer erholen konnten, und es war auch das zurückgebliebene, agrarisch-unschuldige Japan für Jene vom Schlage eines Kipling oder Rhodes, die die Welt durchstreiften auf der Suche nach den Spiegeln an der Wand, die ihnen auf die Frage, wer denn der Stärkste sei, auch die gewünschte Antwort gaben. Aber der japanische Spiegel war zum Vexierspiegel geworden, der eben nicht die erhoffte Antwort gab, sondern verwirrte und sogar verärgerte. Auch für Loti war der Blick in den japanischen Spiegel eine Zumutung und entsprechend harsch fiel seine Reaktion aus, eine Reaktion, die letztlich mehr über sein fragiles Selbstbewusstsein verriet, als über die Gegenstände seiner Aussagen. Wenn der alte unschuldige Charme Japans im Namen des Fortschritts aber verschwindet, dann blieb auch für Loti nur noch das übrig:

„Le peuple plus laid de la Terre, physiquement parlant. Et un peuple agité, querelleur, bouffi d'orgueil, envieux du bien d'autrui, maniant, avec une cruauté et une adresse de singe, ces machines et ces

⁴³ Cosack (1895), S. 72

⁴⁴ Loti (1905), S. 289

⁴⁵ Loti (1905), S. 320

explosifs dont nous avons eu l'inqualifiable imprévoyance de lui livrer les secrets. ⁴⁶

(Das hässlichste Volk der Erde in körperlicher Hinsicht. Ein aufgeregtes Volk, streitsüchtig, aufgeblasen, neidisch auf andere, mit der Grausamkeit und Geschicklichkeit von Affen, die Maschinen und Sprengstoffe handhabend, deren Geheimnisse wir ihnen mit unerhörter Leichtsinigkeit anvertraut haben).

Aber wo hatte das Hässliche denn nun seinen Ursprung? In dem leidenschaftlichen, ja geradezu selbstverleugnenden Bemühen, sich die Errungenschaften der westlichen Zivilisation anzueignen, musste Meiji-Japan auf die westlichen Besucher gleichzeitig auch wie eine Parodie auf ihre eigene Welt und alles, was ihnen dort hoch und heilig war, wirken. Von Japan wurde eigentlich erwartet, dass es sich der Logik des Imperialismus unterwarf und seinen ihm zugedachten Platz unter den beherrschten „farbigen“ Völkern einnahm, anstatt nach gleichberechtigter Anerkennung durch die Kolonialmächte zu streben. Gleichzeitig aber zwang die Logik des Kapitalismus dazu, jedem der zu zahlen in der Lage war, die Instrumente der eigenen Macht zu verkaufen und damit zu riskieren, dass diese dereinst auch gegen einen selbst gerichtet werden konnten. Lotis diesbezügliche Sorge sollte nicht unbegründet sein, auch auf japanischer Seite waren Zauberlehrlinge am Werk, die die Geister, die sie riefen, schon bald nicht mehr zu bannen in der Lage sein sollten.

Der Dynamik des Kapitalismus war keine Ethik oder wie auch immer geartete, religiöse Moral gewachsen, er schuf sich seine eigenen Moral, die von jedem verstanden werden konnte. „Buy low – sell high“ (kauf billig, verkauf teuer), das war die ureigene und unerbittliche Moral des aufkommenden Kapitalismus, es war die Moral des Erfolges, der in Geld zu messen war und dem alles untergeordnet wurde.

Lotis Aussagen am Vorabend des japanischen Waffenganges gegen Russland (1904/05) waren keine Ausnahmeerscheinung, sie zeigten nur das Selbstverständnis des Imperialismus, dessen politische Vertreter ebenso verächtlich und ungehalten auf die Ambitionen Meiji-Japans reagierten, in dem sie nichts weiter als einen unwillkommenen Emporkömmling sahen. Der russische Zar Nikolaus II. bezeichnete die Japaner als „Makaken“ (Affen), wobei in seinem Fall sicherlich auch mitgespielt haben mag, dass er anlässlich eines Japanbesuches, damals noch als junger Kronprinz, in Otsu von einem japanischen Polizisten mit dem Schwert attackiert und leicht verletzt wurde.⁴⁷

⁴⁶ Loti (1905), S. 275f.

⁴⁷ Giterman, Bd. 3 (1988), S. 360, 369



THE WHITE (?) MAN'S BURDEN.

Die Bürde des weißen Mannes

Die fast hysterische Ambivalenz des französischen Schriftstellers Loti war nicht untypisch für den Umgang der europäischen Kolonialliteratur mit dem einzigen außereuropäischen Land, das sich der eurozentrischen Weltordnung partout nicht nur nicht unterordnen wollte, und dies auch konnte, sondern das darüber hinaus diese Weltordnung auch noch grundsätzlich in Frage zu stellen wagte.

Ein zutiefst frustrierter Kipling sah die für ihn so selbstverständliche „Sahib-Native“-Beziehung in Japan auf den Kopf gestellt, als er dort in einem „Curio“-Laden (Antiquitätengeschäft) plötzlich die Diskrepanz fühlte zwischen seiner eigenen Erscheinung in schmutzigen Stiefeln und durchnässten Kleidern und der Sauberkeit und ästhetischen Raffinesse, die ihn dort umgab. Sein britisches Selbstbewusstsein erhielt dadurch offenbar einen herben Schlag – der Kaiser ohne Kleider sozusagen. Diese unmögliche Situation stellte sich ihm nun wie ein

allgemeiner Gegensatz zwischen westlicher Insensibilität, ja Grobheit einerseits, und japanischem Raffinement andererseits dar.⁴⁸ Diesen unerträglichen Zwiespalt konnte er innerlich nur auflösen, indem er dem japanischen Sinn für Ästhetik die britische „Charakterfestigkeit“ und „imperiale Macht“ entgegenhielt.⁴⁹ So dürftig dieser Ersatz auch sein mochte, er gestattete es Kipling immerhin, die Fiktion eigener Überlegenheit auch in Japan aufrecht zu erhalten; indem er den Vexierspiegel symbolisch zerschlug, konnte er sein liebgewonnenes Selbstverständnis retten und sei es auch nur als Illusion und Selbsttäuschung.



Julian Viaud alias Pierre Loti

Selbstkritik war in der sozialdarwinistisch geprägten Welt der Vertreter des Imperialismus ohnehin nicht angezeigt, das laute Auftreten seiner Matrosen in japanischen Teehäusern erschien zwar auch einem Loti etwas peinlich, aber zu weitergehenden Reflexionen regte ihn das liederliche Auftreten seiner Lands-

⁴⁸ Littlewood (1996), S. 81, 83

⁴⁹ Littlewood (1996), S. 91

leute nicht an.⁵⁰ Kritische Aussagen zum eigenen Selbstverständnis waren in jener Zeit nicht mehr gefragt, selbst, oder gerade weil sie den herrschenden Zuständen wohl gerechter wurden. Die Zeiten als ein Daniel Defoe (1660-1731), der Autor des „Robinson Crusoe“, seine eigenen Landsleute als „unterbemittelten, amphibischen Pöbel“ bezeichnen konnte, waren im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert nicht mehr salonfähig.⁵¹

Aus der Popularität der Schriften eines Loti oder Kipling darf aber nicht so ohne weiteres gefolgert werden, dass deren Leser diese Japansicht ebenfalls geteilt hätten. Es darf vielmehr vermutet werden, dass insbesondere Lotis Popularität ihre Grundlage wohl vor allem in der Faszination an der ewig aktuellen Thematik der Beziehung zwischen den Geschlechtern hatte, die in seinen Romanen vor der Kulisse eines pittoresken fremden Landes und seiner Bewohner(-innen) nur eine neue, prickelnd exotisch-erotische Nuance erhielt.

Letztlich blieben alle europäischen Aussagen zu Japan aber doch nur ein Monolog, von dem bereits der Philosoph Jean-Jacques Rousseau bemerkt hatte, dass er eigentlich mehr über den Berichtersteller selbst aussagt, als über die fremde Kultur. Ganz in diesem Sinne eigneten sich die verschiedenen Ausländerklubs Yokohamas denn auch bestens dazu, „europäische Studien“ zu betreiben, wie ein zeitgenössischer Schweizer Beobachter ironisch meinte.⁵²

Japan war der Spiegel, in dem das Zerrbild des westlichen Selbstverständnisses wenig schmeichelhaft zurückgeworfen wurde und die angeblich überlegene Moral der Europäer und Amerikaner als reine Bigotterie zeigte, die vor dem Hintergrund der unerbittlichen Geschäftsmoral des Kapitalismus aber umso kräftiger zu blühen schien, – Missionierung und Frömmerei als geistige Kompensationshandlungen eines schlechten Gewissens vielleicht.

Der Zusammenprall mit der westlichen Zivilisation hatte auch für Japans Selbstverständnis weitreichende Folgen; schon sehr bald wurde klar, dass da nicht etwa ein unschuldiges Dornröschen wachgeküßt worden war. Die Modernisierung des Landes hatte nur oberflächlich einen rein technologisch-organisatorischen Charakter, der herrschende Zeitgeist unter dem sich diese Modernisierung vollzog, prägte schließlich das Selbstverständnis des neuen Japan entscheidend mit. Der Ehrgeiz der politischen Oligarchie Meiji-Japans bescheidete sich nicht mit der selbstgenügsamen Vision einer friedlichen Binnenentwicklung in der Art einer Verlängerung der Feudalepoche plus Technik und Zensusdemokratie. In ihrem unkritischen Eifer, der westlichen Zivilisation näher zu kommen und als gleichberechtigt anerkannt zu werden, verfiel auch die Machtelite Meiji-Japans der damals vorherrschenden Ideologie

⁵⁰ Loti (1905), S. 158.

⁵¹ Moynahan (1997), S. 30.

⁵² Spörry, Bd. 2 (1925), S. 156.

des Imperialismus. Um aus einem Land, das bis vor kurzem noch in unzählige, quasi-souveräne Lehensgebiete (Daimiate) zersplittert war, im Sinne des *nation-building* einen starken Einheitsstaat zu machen, benötigte man auch eine Projektionsfläche, auf der diese Stärke für alle sichtbar demonstriert werden konnte, wie die frühe Korea-Debatte (*seikanron*) unter den Meiji-Führern zeigte. Stabilität im Innern ließ sich gerade unter den Bedingungen großer, politischer und sozialer Umwälzungen am billigsten durch Demonstrationen der Stärke nach außen erreichen. Für die Aufnahme in den Klub der Großmächte genügte es nicht, sich einfach nur selbst behaupten zu können wie etwa die Schweiz, dazu benötigte man Kolonien. *Fukoku*, „blühendes Land“, der erste Teil des politischen Programms der Meiji war nicht Selbstzweck, es bildete nur die Basis für den zweiten Teil, *kyōhei*, „starke Wehr“, und diese Wehr wurde schließlich mit der selben unerbittlichen Logik eingesetzt, wie das die Großmächte bereits vorgemacht hatten. Nicht als Anwalt und Verteidiger der asiatischen Kolonialvölker trat Japan fürderhin auf, das war ein zu unbekanntes, neuartiges Terrain, nein, für den bewährten und ausgetrampelten Pfad der Großreichsbildung entschied es sich, in geradezu typisch japanischer Manier, so könnte man sagen. Der Anspruch, dabei einen „Befreiungskampf“ gegen die europäisch-amerikanische Kolonialherrschaft in Ostasien zu führen, wurde zur Lebenslüge des japanischen Imperialismus, die in souveräner Verkennung der Meinung der „befreiten“ Völker bis heute ihr Unwesen in der Geschichtsdebatte Japans treibt und analog zum Konstrukt von der „Bürde des weißen Mannes“ versucht, der eigenen Machtpolitik einen moralischen Anstrich zu geben.

Der japanische Rassendünkel richtete sich zunächst gegen Korea und China, bevor er dann auch mit dem der Europäer und Amerikaner kollidierte, und dies, als sich schon deutlich abzuzeichnen begonnen hatte, dass der westliche Imperialismus und seine Ideologie bereits auf dem Rückzug waren. Die Folgen jenes Irrweges aber sind immer noch spürbar, nicht nur in Asien.

Bibliographie

- Barraclough, Geoffrey: „Das europäische Gleichgewicht und der neue Imperialismus“, in: Golo Mann (Hg.) *Propyläen Weltgeschichte*, Bd. 8, Berlin/Frankfurt a.M. 1960.
- Cornevin, Hélène: „Introduction“, in: Quella-Villéger, Alain (Hg.): *Le Japon de Pierre Loti*, Beilage zur „Revue Pierre Loti“ Nr. 34-35, Rochefort 1988.
- Cosack, U. (Hg.): *Pierre Loti – aus fernen Ländern und Meeren*, Aus Loti's Schriften zusammengestellt und mit Anmerkungen für den Schulgebrauch, Berlin 1895.
- Giterman, Valentin: *Geschichte Russlands*, Bd. 3, Zürich 1988.
- Gontscharow, Iwan Alexandrowitsch: *Die Fregatte Pallas*, hrsg. und mit Nachwort von Joachim Krause nach der Ausgabe 1925. Übersetzung von Arthur Luther, Steingrüben Verlag Stuttgart 1967.
- Hobsbawm, Eric J.: *Das imperiale Zeitalter 1875-1914*, Campus, München 1989.
- Legrand, Jacques: „Madame Chrysanthème au théâtre“, in: Quella-Villéger, Alain (Hg.): *Le Japon de Pierre Loti*, Beilage zur „Revue Pierre Loti“ Nr. 34-35, Rochefort 1988.
- Littlewood, Ian: *The Idea of Japan – Western Images, Western Myths*, New York 1996.
- Loti, Pierre: *La troisième jeunesse de Mme Prune*, Paris 1905.
- Moynahan, Brian: *The British Century – A Photographic History of the last Hundred Years*, Random House, 1997.
- Pakenham, Thomas: *Der kauernde Löwe – die Kolonialisierung Afrikas 1876-1912*, 2. Aufl., Düsseldorf 1994.
- Said, Edward W.: *Kultur und Imperialismus – Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*, Frankfurt a. M. 1994.
- Schieder, Theodor: „Staatensystem als Vormacht der Welt 1848-191“, in: *Propyläen Geschichte Europas*, Bd. 5, 2. Aufl., Frankfurt a. M./Berlin 1992.
- Siary, Gérard: „La Représentation littéraire du Japon dans Madame Chrysantheme“, in: Quella-Villéger, Alain (Hg.): *Le Japon de Pierre Loti*, Beilage zur „Revue Pierre Loti“ Nr. 34-35, Rochefort 1988.
- Spörry, Hans: *Mein Lebenslauf*, 2 Bde., Zürich 1924/1925.
- Theye, Thomas (Hg.): *Wir und die Wilden – Einblicke in eine kannibalische Beziehung*, Reinbek bei Hamburg 1985.

Internet

Gontscharow, Fregat Palada (1858)

http://az.lib.ru/g/goncharow_i_a/text_0084.shtml

Joseph Conrad: A personal Record – Some Reminiscences (1912):

<http://www.online-literature.com/conrad/a-personal-record/2/>

Bildnachweise

Abb. 1 http://en.wikipedia.org/wiki/The_White_Man%27s_Burden

Abb. 2 http://en.wikipedia.org/wiki/Rudyard_Kipling

Abb. 3 http://en.wikipedia.org/wiki/The_White_Man%27s_Burden

Abb. 4 http://en.wikipedia.org/wiki/Pierre_Loti

Roger Mottini

Geboren 1959 in St. Moritz/Graubünden. Studium der Staatswissenschaften (Internationale Beziehungen/Sowjetunion, Russland) und Promotion an der Universität St. Gallen (HSG); Nachdiplomstudien an den Universitäten Genf (IUHEID) und Tokyo. Lehraufträge an verschiedenen Universitäten und Fachhochschulen in Japan und der Schweiz. Managementtrainer und -berater mit den Schwerpunkten Europa, Japan und China. Publizist und verantwortlicher Redakteur des „Yearbook Switzerland – Japan“ der Schweizerisch-Japanischen Handelskammer.